

www.e-rara.ch

Blaue Tage :

Heer, Jakob Christoph

Konstanz :, [1904]

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-149933>

Volkslieder.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Volkslieder.

Denkst Du noch zuweilen an unsere Volksliederreise in Regen und Schnee," schrieb mir jüngst ein wackerer Landpfarrer, „wie jung, wie übermütig waren wir damals noch, damals vor zwanzig Jahren."

Lange sann ich über diese Zeilen. Und mir war, ich wanderte wieder neunzehnjährig mit den Jugendfreunden beim schlechtesten Wetter über die Engstlenalp und die Volkslieder erklingen.

* * *

Zu sechs standen wir wanderfertig unter der Türe eines Gasthofes zu Innertkirchen im Haslital. Unser langbeiniger Flügelmann zur Linken, der jetzige Landpfarrer, damals ein stillfröhlicher Student, blies auf seiner Flöte, daß es lustig durchs grüne Tal zog:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heide.“

Niemand konnte sagen, warum er es blies, er wußte es wohl selber nicht. Denn, um mit dem Wirt zu sprechen, der uns das Geleite auf die Straße gab, war das Wetter so traurig, daß man keinen Hund ins Freie gejagt hätte.

Ein Wirt macht zwar, wenn er Gäste behalten möchte, das Wetter stets etwas schlechter als es ist, aber so viel muß ich dem in Innertkirchen zu seiner Ehre zugestehen: Es regnete in Bindseilen und trostlos. „Beim schönen Wetter kann jedes Dämchen Bergtouren machen,“ lachten wir und zogen die Sustenstraße entlang, um den Jochpaß, der vom Berner Oberland ins Engelbergertal führt, zu überschreiten. Der Theologe am linken Flügel blies dem Regen ein Volkslied um das andere ins Gesicht, wir begleiteten sein Spiel mit Gesang, doch verbietet mir die Bescheidenheit zu sagen, wir hätten schön gesungen, oder ich muß dann wenigstens mich ausnehmen, es geht mir wie den Wintschgauern, die konnten's „nicht gar schön“. Jedenfalls wirkte die Herrlichkeit des Gebirgs nicht zerstreuend in unsere Niederlust, von Herrlichkeit gab es an diesem Tage überhaupt keinen Schein und keine Spur, überall nur Hasenbacken, wie das Volk es nennt, wenn die Wälder in Wolken dampfen, über die Felsen stürzten trübe Brunnen und an den schauernden Tannen strömte die Flut von Ast zu Ast.

In dem großen Weltweinen kam uns ein Wagen entgegen. Dem englischen Paar, das darin saß, mußten unsere Lieder gefallen, es ließ das Fuhrwerk halten und streckte die Köpfe aus dem Verschlag. Der Herr, der einen roten Kotelettenbart, ein schreiend groß gewürfeltes Gewand und einen roten Bäderker trug, fragte mit der nachlässigen Würde eines Lords: „What do you sing?“ Was singen Sie? Wir nahmen unsere sieben englischen Wörter zusammen und versetzten: „People songs“, Volkslieder. Der Flötist setzte an „Mein Herz

ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier" und wir Sänger fielen englisch ein:

„My heart's in the Highland,
My heart is not here.“

Die Lady, eine Blondine zwischen zwanzig und fünfzig Jahren, nahm das Lied als eine Huldigung, sie nickte lebhaft, ihr Gesicht färbte sich, wie wenn eine dürre Birne die Lust nach roten Wänglein anwandelt, sie lud uns ein, mit ihr und ihrem Gemahl nach Innertkirchen zurückzukehren, ihnen dort Volkslieder vorzusingen und bot uns dafür Freitisch. „Wir sind keine Berufssänger,“ erwiderten wir, um aber der Fremden mit den wasserblauen Augen noch eine Freude zu bereiten, sangen wir von der Flöte des Freundes geführt: „Last rose of summer.“

„Letzte Rose des Sommers,
Blüht hier noch allein!“

Und siehe! der Lord richtete sich aus seiner bequemen Stellung, winkte mit einer Würde wie nur ein Lord winken kann und hielt ein blitzendes Goldstück in den aristokratischen Fingern und bot es uns mit Herablassung.

Allgemeiner fröhlicher Widerspruch! Da stand dem Mister eine Weile der englische Verstand still. Gibt es wirklich so leichtsinnige Menschen, daß sie sich für ein Lied nicht mit Gold lohnen lassen? Er schloß die Augen, um über den Fall nachzudenken, dann mochte er sich daran fränken, ungeduldig mit dem Fuße klopfend, gab er das Zeichen zur Abfahrt und die Sänger von vorhin waren ihm Lust.

Der markige Berneroberrländer aber, der als Kutscher auf dem Boß saß, wandte sich um. „Ich habe gemeint, ich führe in meinem Kasten die zwei größten Kameele durch die Welt, nun aber seid Ihr doch noch die größern!“ rief er in der Kernsprache seines Landes, die nicht an schwächlicher Höflichkeit leidet. „Wohin soll das führen, wenn man Fremden das Geld nicht abnimmt?“

Statt mit einem groben Keil auf den groben Klotz zu antworten, stimmte der Theologe das Lied an:

„Annchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!“

In Regenschauern verschwand der Wagen, wir schwenkten auf rauhem steinigem Pfad in ein Alpenhochtal empor. Das mag bei schönem Sommerwetter ein reizender Weg sein. Die Wellen des Alpenbaches hüpfen fröhlich und unermüdet einander nach und locken sich im Spiel, ein Wald malerischer Ahornbäume wiegt die Kronen voll Sonnensfunken träumerisch über ihnen. Wenn es aber regnet, was soll da ein Wald, ein Bach, ein Berg? Da ist das Wasser zu naß, der Wald zu waldig, der Berg zu gebirgig. Der Tourist hat nur den Gedanken: „Es regnet“ und selbst die schönen, alten Ahorne, die in manchem Sturme geduldig geworden sind, denken leise: „Es ist eine Schande, was man uns an Wasser auf die verehrungswürdigen Häupter schüttet!“

Nein, es regnete nicht einmal mehr ehrlich, es floßte weiß in die Bindfaden herein, die dunkeln Enzianenaugen schauten so traurig aus dem frischen Sommerschnee, wie kleine liebliche Mädchen, die sich auf einen Ball gesreut

haben und nun vor Enttäuschung herzerbrechend weinen, weil er abgefragt worden ist. Die Alpe wurde ein weites Schneefeld, unter den weihnachtlich verschneiten Wettertannen hervor brüllten die Kühe mit erhobenen Schweifen, selbst das unvernünftige Vieh fand mit uns, dieses Juliwetter sei unter jeder Kritik. Soll es wieder Winter werden, ehe der Sommer gekommen ist?

Nur unser Theologiestudent, sonst eine stille Seele, war von unbändigem Humor und unverwüßlicher Frische, weder vom Regen noch Schnee ließ er sich im Niederblasen stören. Bei einigen einsamen Alphütten stieg er auf einen mächtigen Felsblock und hielt eine Standrede: „Verehrungswürdige Anwesende! Es ist etwas sehr Gewöhnliches, Plattalttägliches, Berge zu bewundern, die uns mit sonnenhaft erleuchteten Gesichtern vor Augen stehn. Das kann jede aktenbestäubte Seele! Wir aber sind jung, da haben wir das höhere Talent, auch das, was wir nicht sehen, andachtsvoll zu bestaunen. Etwas Phantasie also, meine Herren! Wo die Wolken wie Riesenleintücher der Himmlischen hangen, haben Sie natürlich das Hanghorn, wo die Schneefinsternis am grauesten ist, selbstverständlich den Graustock, dort wo Sie wieder nichts sehen, die Wendenstöcke, weil sie sich über diesen Tag empört zum Himmel wenden, und dort den Titlis mit dem „ewigblanken Silberschild“, wie es in den Reisehandbüchern heißt. Nur heute ist der Schild nicht ausgehängt, er wird eben vom Goldschmied über den Wolken frisch versilbert. Da gelten die Touristenbücher für vierundzwanzig Stunden nichts — es ist Abonnement suspendu. Doch jetzt Musik!“

In die wirbelnden Schneeflocken hinaus blies er mit einer Macht, daß das Rohr fast brach:

„Wer hat dich du schöner Wald
Aufgebaut, so hoch da droben?“

Da horch! Aus den Wolken stieg ein Lied wie Antwort herab.

„Juhe, der Geißbueb bin i ja.
Mis Steckli und mis Geißli da
Tue mir no nid verleide.
Im Täschli han i Chäs und Brot,
Mis Haar ist chruus und d'Backe rot,
Jungi, Alti, Melchi, Galti,
Großi, Chleini, Hübschi, Gmeini
Führen ig uf Berg und Weid.“

Das war eine Überraschung. „Bravo, Bravo!“ riefen wir dem in den Wolken verborgenen Ziegenhirten zu, dessen Reigen, Jodler und Fauchzer in der trauernden Stille der Winterlandschaft nah und fern an den Felsen widerhallten und uns gegen die Engstlenalp emporgeleiteten.

Ein smaragdgrünes Idyll, das Entzücken jedes Wanderers, liegt sie unter den Gletschern des Titlis. Wir sahen sie nur im Schnee, weiß in weiß. Der Theologe war uns mit seinen langen Beinen vorangeeilt, um uns im Gasthaus anzumelden. Wir erblickten es noch nicht, aber es mußte nahe sein. Denn von der Höhe klang sein Lied:

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin, da kehrten sie ein,
Frau Wirtin, hat sie wohl Bier und Wein,
Wo hat sie“ — — — — —

Plötzlich aber brach die Flöte mit einem Schrilston ab. Als wir das Gasthaus erreichten, sahen wir ein seltsames Bild. Unser Bläser stand mit wahrhaft niedergeschmetterter Miene, das Instrument in den Händen haltend, vor einem älteren fremden Herrn, dessen Art und Wesen gleich den gebildeten Deutschen verriet. Unsere Ankunft erlöste den Freund aus seiner Starrnis. Er kam uns einige Schritte entgegen und flüsterte mit tonloser Stimme: „Der Wirtin Töchterlein ist tot.“ Der fremde Herr, ein Graubart mit klugem, freundlichem Gesicht, wandte sich grüßend auch an uns: „Das Lied, mit dem Sie sich anmeldeten, ist leider ungemein beziehungsweise ins Haus auf hoher Alp gedrungen. Sie hofften auf fröhliche Herberge, Sie treten in eine Familie, die um ihre einzige Tochter trauert. Doch kommen Sie eilig in die Stube, das Wetter ist so schrecklich unwirsch, Speise und Trank finden Sie ja doch.“

Es war etwas ungemein Gewinnendes und Menschenfreundliches in den Worten des fremden Gastes.

In der einfachen, doch geräumigen Gaststube saßen außer dem Professor, als den sich der Herr zu erkennen gab, sein Töchterlein, eine schlanke, reizende Gestalt von siebzehn Sommern. Sie hatte eben aus einer Menge Alpenblumen, von denen noch reichlich Abfälle auf dem Tische lagen, einen Kranz gewunden. Mit ihr plauderten gedämpft einige schweizerische Touristen, eine kleine Gesellschaft, die auf der Wanderung ins Haslital begriffen, ein paar Stunden Schutz in dem Gasthaus gesucht hatten.

„Ah, Elisabeth, du bist fertig!“ nickte der Professor seinem Töchterchen zu, „so bringe dem Mareiki den Kranz!“

Er öffnete ein Nebengemach, die Totenkammer. Sieben Kerzen brannten zu Kopf und zu Füßen einer aufgebahrten Mädchenleiche. Das arme Kind war höchstens sechszehn Frühlings, so schlank wie eine Lilie, so weiß wie der Schnee, der draußen fiel, und so friedevoll wie eine Selige. Leise schob die deutsche Tochter den Alpenblumenkranz zwischen die Hände der Toten. „Mareili, du selbst eine Blume!“ sprach der alte Herr, sich auf das gestorbene Kind niederbeugend, „wie oft hast du mir Blumen gebracht.“ — Der Schmerz übernahm ihn, er konnte nicht weiter sprechen, lautlose Stille herrschte in der Kammer, eine Stille wie ein ungesprochenes Requiem.

Da erschien die Wirtin unter der Türe, in ihrer Schlichtheit trotz der verweinten Augen eine herzige Frau: „Kommen Sie,“ mahnte sie uns, „Sie sind hungrig und durstig, lassen Sie sich bei Ihrer Erfrischung von unserm schweren Leid nicht stören.“

In der Stube brütete die Trauer, draußen heulte der Schneesturm, und vor dem Bild des Jammers, das uns umgab, fühlte der Theologe noch einmal das Bedürfnis, sein leichtsinniges Blasen zu entschuldigen. Die Wirtin aber erwiderte freundlich: „Ich kenne das Lied nicht, doch muß es ein sehr schönes sein, unserm Herrn Professor wurden die Augen naß, als er es hörte.“

„Ja, ich habe eben das Mareili so lieb gehabt,“ versetzte der alte Herr, „und sonderbar, sein Sterben geht mir fast so nahe, wie wenn das Mädchen mein eigenes Kind gewesen wäre. Nun das kommt daher, weil ich schon über ein Jahrzehnt der allsommerliche Gast der Alpe bin. Gibt es etwas Schöneres als hier

einige Wochen im Blumenjubiläum des Gebirges Botaniker zu sein. Ich kannte das Mareili schon, als es seine ersten Schritte tat. Wenn ich in spätern Jahren zu Berg gestiegen kam, so eilte es mir wie ein Windspiel entgegen und rief: „Grüß Gott, Professor“, überschüttete mich mit Blumen und Patschhändchen — und dann wuchs es, wurde groß und verständig und unter allen Alpenblumen war sie mir die liebste. Als ich im letzten Sommer schied, gab sie mir noch einen Strauß Alpenrosen für meine Tochter mit und bettelte: „Bitte, bitte, Herr Professor, im nächsten Jahr kommen Sie nicht ohne Ihre Elisabeth!“ Der Sommer erschien wieder, vorgestern sind wir von Engelberg heraufgestiegen, ich freute mich auf das Bild, wie Naturkind und Stadtkind sich grüßen und zusammen wandern würden; als wir am Engstlensee anlangten, war mir, das Mädchen müsse uns wie ein Wildfang entgegenfliegen: „Zuhe, der Professor!“ In der Nacht vorher aber hatte unsere liebliche Alpenrose das Köpfchen geneigt und morgen geben wir dem Mareili des letzte Geleit. Wie ich das eben alles übersann, da klang durch den Schneesturm Ihr beziehungsreiches Lied. Das ging mir allerdings ins Herz. Wie doch Volkslieder manchmal so wunderbar und bedeutungsvoll ins Leben greifen!“

Der Professor überlegte und schwieg, seine Worte hatten aber die allgemeine Aufmerksamkeit des Kreises eingeschneiter Menschen erregt, man gab dem Bedauern Ausdruck, daß die Lieder je länger um so mehr aus dem Munde des Volkes verschwinden und es eigentlich immer seltener werde, daß sie so wie heute als eine

große Überraschung in eine schicksalsbewegte Stunde bringen und ihrem Stimmungsgehalt mächtigen Ausdruck geben. Und man berührte die ergreifende Auerbachsche Erzählung, in der die Töne des Posthorns mit dem Lied: „Denkst du daran“ das Gewissen eines Unglücklichen wecken.

„Ich habe aber selbst einmal viel Hübscheres erlebt,“ führte einer der Touristen das Wort weiter, „ich war Zeuge, wie ein wenig bekanntes Schweizer Volkslied jenseits des Weltmeeres einem alten Manne zu seinem Rechte und einem sonnigen Lebensabend verhalf.“

„Erzählen Sie,“ bat die Gesellschaft.

„Nun,“ begann der Schweizer, „ich war als junger Mann Angestellter eines großen Kaufmannsgeschäftes in Rio, und mein Vorgesetzter führte zugleich das Konsulat unseres Landes. Dabei leistete ich ihm häufig Sekretärsdienste. Da kam eines Tages ein Kuhhirt von den Campos, arm, alt, krank, verwildert, den Leib mit Fellen bedeckt. Er sprach nur die Mundart von Santa Fee. „Was wollen Sie von uns?“ Obwohl er als das vollkommenste Bild eines Bewohners der Campos gelten konnte, bestand er darauf, ein Landesangehöriger zu sein. „Ihre Papiere?“ — „Ich habe keine Papiere!“ — „Wo sind Sie denn daheim?“ — „Ich weiß es nicht! Irgendwo in hohen Bergen.“ — „Wann sind Sie denn ausgewandert?“ — „Vor mehr als fünfzig Jahren, ich war noch ein kleiner, kleiner Junge.“ Das kam so zögernd, als hätte der Mann draußen in der wilden Natur, in der er seine Herden getrieben, seine Jugend und Vergangenheit ganz vergessen, als koste ihn die geringste

Auskunft anstrengungsvolle Überlegung. „Und Ihr Wunsch?“ fragte der Konsul den Hidalgo. „Ja, die Verwandten, mit denen ich auswanderte, sagten mir, ich hätte in der Heimat noch ein kleines Vermögen, das würde mir ausbezahlt, wenn ich zwanzig Jahre alt sei. Meine Verwandten zogen bald wieder aus Santa Fee hinweg, ich blieb. Warum weiß ich nicht. Ich vergaß das Geld daheim, aber jetzt —“. Er deutete auf seine gichtbrüchigen Glieder. „Ich möchte das Geld gern haben.“ „Zuerst aber bedarf es einer Legitimation, ehe wir für Sie handeln können,“ erwiderte der Konsul, bedarf es irgend eines Nachweises, daß Sie Schweizer sind. „Sprechen Sie doch einmal ein Wort, wie man in Ihrer Heimat zu Ihnen geredet hat.“ Der Mann schüttelte nur den alten, malerischen Kopf. Der Konsul begann nun in Schweizer Mundart mit ihm zu sprechen. „Ja, das ist's!“ versetzte der Kuhhirt erregt, ein Leuchten ging über sein verwittertes Gesicht. „Also ein Wort, Ihre Mutter hat doch gewiß mit Ihnen gebetet.“ Der Mann nickte, sank dann auf eine Bank, schloß, damit er leichter nachsinne, die Augen, und der Schweiß der Anstrengung trat auf seine Stirne. Wir arbeiteten weiter und ließen ihn gewähren. Plötzlich erhob er sich und schwankte mit einem wehklagenden Murren aus der Konsulatsstube. Wir hatten den seltsamen Besuch des Mannes, der sich nicht auf seine Heimat besinnen konnte, schon fast vergessen. Da stand unser Halbwilder nach ein paar Stunden wieder unter der Türe und riß den Filz vom Kopf: „So hat die Mutter an meiner Wiege gesungen:

„Dort unten in der Tieft,
Da fteht ein Mühlerad,
Das mahlet nüt als Liebi
Die Nacht und auch den Tag!“

Der Konful und ich fahen uns erftaunt an. Angelernt konnte die Strophe nicht fein, es klang zu echt, durch die fchweremütige Art, wie der Mann die Worte aus der Erinnerung fprach, tönte fogar die merkwürdige wehmuthsvolle Melodie, in der es in einigen Tälern des Berner Oberlandes gefungen wird. Wir waren der Heimat des brafilianifchen Hirten auf der Spur. Durch die paar Reime kam er zu feinem Recht. Es mag der fchönfte Tag in feinem entbehrungsreichen Leben gewesen fein, als er nach einigen Monaten mit dem durch Zinfe zu anfehnlichem Betrage gewachfenen Vermögen aus der Stadt hinaus in die Campos fuhr. Für uns war es ein wenig Poesie in den oft recht profaischen Gefchichten eines Konfulates.“

„Sehr hübsch,“ wandte fich der Professor an den Erzähler, „gestatten Sie mir nun, daß ich Ihnen als Dank erzähle, wie ein Volkslied einem meiner liebsten Jugendfreunde zu einem feligen Ende verhalf.“

Alle spannten auf das Wort des Professors.

„Ich habe in jungen Jahren nie Schwereres erfahren,“ sagte er. „Wir waren unserer zwei Freunde in Rom und zeichneten in der Campagna Grabsteine, Schäfer und Herden, was das Papier hielt, und tranken den dunkeln Wein in den Lauben einsamer Osterien. Da wurde gegen den Herbst hin mein Freund fieberkrank. Der Arzt riet uns zu einem Aufenthalt im Sabinergebirge. Ich brachte meinen Freund in ein kleines,

wildromantisches Städtchen hinauf, das wegen seiner frischen Luft einen guten Ruf hat. Meinem Freunde halfen leider weder die frische Luft noch das erquickende Wasser und der kühle Pinien Schatten. Das Fieber rollte stets wilder durch seine Adern; als der Ärmste schon nicht mehr fortzubringen war, erwachte in seiner Brust das Heimweh mit unheimlicher Gewalt. „An den Rhein, an den Rhein!“ schrie der erbarmungswürdige, junge Mann in seinen Fieberträumen. „Lieder vom Rhein, da werde ich gesund. Ich kann doch nicht so elend in der Fremde sterben.“ Nun war's eine Herbstmondnacht, schön, glanzvoll, wunderbar, wie es nur im italienischen Gebirge Mondnächte gibt. Die Paroxysmen meines Freundes waren auf das Höchste gestiegen, der Unglückliche rasste fürchterlich, ich stand hilflos und in Verzweiflung an seinem Lager. Da erklang um Mitternacht, von zwei herrlichen Tenorstimmen gesungen, aus der schlafenden Landschaft das Lied:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.“

Es war mir selber wie im Traum, als ich das liebe, deutsche Lied hörte, als der Schritt der Sänger durch die menschenleere Straße hallte, als sich Gang und Sang im Duft der Mondnacht verloren. Mein Freund aber kam über dem Lied zur Ruhe, er horchte ernsthaft, er lächelte, er horchte wieder, bis aus der Ferne kein Ton des Liedes mehr zu vernehmen war. Nun rannen die hellen Tränen über seine abgezehrten Wangen, er schlang seinen Arm um meinen Hals, er stammelte: „Siehst du, die Heimat sendet mir Lieder,“

und er weinte sich aus wie ein Kind. Darüber verfiel er in einen tiefen Schlummer, der gute Mensch hatte ausgelitten, am andern Abend führte ihn ein sanfter Tod in die Gefilde hinüber, wo das Weh keine Stätte hat. Es wäre mir eine große Freude gewesen, den beiden nächtlichen Wanderern und Sängern Kunde zu geben, wie sie einem im Heimweh verröthelnden Landsmanne mit ihrem schlichten Lied Labjal und Trost bereitet haben. Als ich nach dem Tod meines Freundes alle Deutschen, die sich um jene Zeit im Sabinergebirge aufhielten, fragen ließ, wer wohl die Sänger gewesen sein möchten, als ich sogar in ein paar der gelesensten römischen Blätter um Auskunft über sie bat, blieb jede erklärende Antwort aus. Ich bedauerte das um so mehr, als mich die Angehörigen des jungen Künstlers ersuchten, den Sängern, wenn ihnen damit gedient sein könne, die Tat zu lohnen. Ich vermute aber gerade daraus, daß ihre Spur so unauffindbar verloren ging, es seien schlichte, deutsche Handwerksburchen, wie man sie damals noch etwa in Italien traf, gewesen, die mit ihrem Lied meinem Freund den letzten Liebesdienst erwiesen haben. — Ja, welche seelenerlösende Macht ist zu manchen Stunden im Volkslied lebendig!"

Wir hatten der schön vorgetragenen Erzählung des Professors ergriffen gehorcht, selbst der Wirt und die Wirtin, die zuerst in ein schmerzliches Träumen versunken waren, hatten ihm mit Anteil gelauscht und erkundigten sich nun, welche Bewandtnis es mit dem Lied „Der Wirtin Töchterlein“ habe. Mit einem Hinweis darauf, daß die junge Tote selbst eine Freundin des Gefanges

gewesen sei, ersuchte uns der Professor, der Toten das Lied zu weihen.

Wir lasen unsere besten Sänger aus, sanft öffnete die deutsche Tochter die Leichenkammer, damit Marelli das Lied noch höre. Hell, voll und rein klang es bis zum Schluß:

„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut'
Und werde dich lieben in Ewigkeit!“

Raum ist das Lied je mit mehr Ernst und Weihe gesungen worden. Eine tiefe Bewegung hatte sich aller Anwesenden bemächtigt, draußen aber vor den Fenstern hatte das Geströber aufgehört, zwei Wandergruppen rüsteten sich zum Ausbruch: die Touristen, die vor uns gekommen waren, zum Niederstieg ins Haslital, wir zum Gang über das Joch, nur der deutsche Professor blieb im Gasthaus zurück. Ein herzlicher Abschied und die Wirtsleute gaben uns ihren Knecht, der sich zu dem Vortrag des Liedes auch in die Stube geschlichen hatte, als Führer über den schwer verschneiten Paß mit.

Der siebzehnjährige, gebräunte Junge schritt tapfer durch den tiefen, weichen Schnee voran, wir folgten, unser übermütiger Theologe aber war wie ein umgewandelter Mensch, still und in sich gekehrt. Er wollte vom Blasen nichts mehr wissen.

Plötzlich schien durch einen Wolkenriß die Sonne, in grellen Tönen lag vor uns der Engstlensee. Schwarze Felsblöcke, vom weißflimmernden Schnee bedeckt, ragten aus seinen toten Wassern. Dunkle Sagen schweben über der dunklen Flut, und ein Geheimnis soll in ihrem tiefsten Grunde ruhen. Wer das Geheimnis des tiefen, schönen

Sees im einsamen Schneegelände ergründete, der könnte vielleicht erraten, warum der Tod so seltsame Launen hat, an tausend müden Menschen in den Städten und Dörfern der Tiefe vorbei geht, auf die Berge steigt und eine Knospe bricht.

Vom Joch, auf dem der Schnee am tiefsten lag, stiegen wir auf die Trübseetalp hinab. Die Sonne schien weiß und mild auf die schneeverhüllten Berge, tief und düster lag das Tal von Engelberg, gespenstisch hin- und herziehende, auf- und niederschwebende Wolken deckten es halb mit ihren weiten Mänteln zu. Auf der Trübseetalp entließen wir unsern jugendlichen Führer. „Wenn ich das Mareili gesund machen könnte, stieg ich noch heute auf den Titlis,“ sagte er. „Lebt wohl!“ Und er ging und stieg wieder empor auf das Joch, und als wir durch den niedriger werdenden Schnee nach dem Tal von Engelberg niederstiegen, sandte er uns von der Höhe noch einen Jauchzer zu. Er klang aber matt und gedämpft; denn es ist wohl möglich, daß neben dem hübschen Burschen bleich und schön das Bild einer sechszehnjährigen Toten ging. Warum wollte er für sie auf den Titlis steigen?

Wir kamen durch Wälder, in denen kein Schnee mehr lag, an prasselnden Wasserstürzen vorbei nach Engelberg hinab. Wild und wolfig, voll huschender Sonnenlichter war der Abend, und die dunkeln Schatten und die scharfen Lichter taten weh. Allein, was man auch beim schlechtesten Wetter in den Bergen erleben kann? Menschliches und Volksliedergeschichten, die man nie mehr ganz vergißt!

Am Morgen aber wanderten wir bei aufhellendem Himmel von Engelberg durch das grüne Nidwaldnertal hinaus. Als wir vom Dorf gegangen, schollen hinter uns die Klosterglocken schwer und dumpf. Da stand unser Theologe einen Augenblick still, sah hinauf gegen die Engstlenberge, setzte die Flöte andächtig an und der Klang zog weich und innig durch die sonnige Alpenwelt:

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal,
Hirtentnabe, Hirtentnabe,
Dir auch singt man dort einmal!

